

Erscheint täglich außer Sonntags.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
für beide Ausgaben 70 Pf. pro Woche, 3 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37535. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Schulelending im Junferparadies.

Menschenwürdige Arbeiterwohnungen und Schulhäuser sind Luxus.

Infolge der Kritik sozialdemokratischer Abgeordneter im Landtag von Mecklenburg-Schwerin veranfaßte der Rechtsausschuß des dortigen Landtages eine Besichtigungsfahrt unter Beteiligung von Regierungsvertretern. Dabei traten, wie der folgende Bericht zeigt, geradezu schreiende Mißstände im Schulwesen zutage.

Die Fahrt ging zunächst nach Leuchholz. Das Schulhaus ist ein baufälliger, strohgedeckter alter Katen. Die Lehrerwohnung, ein paar winzige dunkle Räume mit morschen Fußbodenbrettern, befindet sich in einem derartigen Zustand, daß seit Jahren kein verheirateter Lehrer gewagt hat, sich dort niederzulassen. Der Bodenraum ist nur mit halbschweren Turnübungen auf einer verfallenden Treppe zu erreichen. Die jungen, unverheirateten Lehrer, die naturgemäß häufig wechseln, finden auf dem Gutshof ein Unterkommen. In der Lehrerwohnung hat man dürftig und schlecht eine Arbeiterfamilie untergebracht.

Der als Schulzimmer dienende Raum gleicht eher einer Höhle als einem Klassenzimmer.

Er besteht aus einem länglichen Gelaß, das den Vergleich mit vielen Viehkühen nicht aushalten kann. Das wenige Licht, das durch viel zu kleine Fenster an der Schmalseite des Raumes hereindringt, reicht selbst an den hellsten Tagen nicht aus für die am entgegengekehrten Ende schreibenden oder lesenden Kinder, von denen sich vierzig und mehr auf bankartigen Gestellen drängen. Deutlich sieht man es an ihren blassen, verkümmerten Gesichtern, daß sie nicht nur in der Schule sondern auch in ihren Wohnungen, typischen Landarbeiterwohnungen Licht und Luft entbehren müssen. Der Eingang zur Schulklasse ist ein schiefwinkliger kleiner Raum, der nicht einmal den beim Strohdach vorgeschriebenen Feuerschutz ausweist. Aborte sind nicht vorhanden. Nicht besser sieht es in Biebrow aus.

Ständige Einsturzgefahr der Decke im Schulraum bedroht die Schüler, morsche Fußbodenbretter mit großen Löchern für Ratten und Mäuse und aufgerissene Wände vervollständigen das Bild des Schulzimmers und der Lehrerwohnung.

Das Betreten des Bodenraumes über Lehrerwohnung und Schulzimmer ist buchstäblich mit Lebensgefahr verbunden. Wie werden darauf aufmerksam gemacht, nur auf die Balken zu treten. In den Schornsteinen befinden sich große Ecker, die den Funken ungehindert den Weg zu dem dicht darüber liegenden Strohdach freigeben. Gegen ein gar zu großes Loch hat man ein altes Stück Blech, durch einige Steine gehalten, gestellt. — Wenige Minuten später führen wir an dem erstklassigen Herrenhaus des Besitzers von Hofenwinkel und Biebrow mit seinen herrlich gepflegten Parkanlagen vorbei.

In Madrow bei Bismarck baut der neue Besitzer für seinen Hof die reinsten Luxusgebäude. Ein Viehstall für 80000 Mark, eine Scheune für 70000 Mark sind fertig, eine neue Straßenpflasterung auf dem Hof in Arbeit; kommt man aber durch den Torbogen des neuen Viehhauses in die eigentliche Dorfstraße, verändert sich das Bild. Die Wohnkaten der Arbeiter sind die alten. Ein Schulgebäude ist überhaupt nicht da. An einer alten Holländerel hat man ein kleines Zimmer als Unterrichtsraum auf das dürftigste hergerichtet. Sonderbar misst in dem urwäterlichen Hausrat ein Radioapparat an. Eine Wohnung für den unverheirateten Lehrer ist weder in diesem noch in irgendeinem anderen Gebäude des Dorfes vorhanden. Er kommt jeden Tag von Stontrow herüber. Das Herrenhaus steht den größten Teil des Jahres leer. Die Schulkinder gehen bläß und kränklich aus.

Nicht ohne Grund sind in unseren „gejunden“ ländlichen Bezirken Rachitis und Tuberkulose weiter verbreitet als in unseren Städten. Kennzeichnend für die Einstellung der Gutsgehaltigen sind die Worte des Administrators von Madrow: „Erst kommt bei uns die Produktion, dann der Luxus.“

Dabei bringen die teuren Wirtschaftsgebäude selbst nach Ansicht der landwirtschaftlichen Sachverständigen von der rechten Seite des

Schloß Ruhwald kein Kinderheim.



Die in verschiedenen Zeitungen wiederholt gemeldete Notiz, daß das idyllisch auf dem „Spandauer See“ gelegene Schloß „Ruhwald“ zu einem Kindererholungsheim umgewandelt werden soll, beruht leider auf einem Irrtum. Nach unseren Informationen ist wohl das im Besitz der Stadt Charlottenburg

befindliche Gebäude zu dem genannten Zweck schon mehrere Jahre vorgeesehen; die Mittel dagegen, die für den Umbau eingelegt waren, sind in den letzten Jahren immer im Etat gestrichen worden; so sind sie in diesem Jahr gar nicht mehr eingelegt worden. Zurzeit dient das Schloß als Frauentagesheim.

Rätsel um den Geltower Leichenfund

1000 Mark Belohnung für die Aufklärung im Fall Kotlewski.

Die Leiche des Hausdieners Kotlewski wurde am 8. April bei Geltow aus der Havel gefischt. Am 24. Januar hatte K. seine Arbeitsstelle bei der Firma Silberberg u. Auerbach in der Jerusalemer Straße verlassen und war seitdem verschwunden.

Daß Kotlewski das Opfer eines Verbrechens geworden ist, hält die Kriminalpolizei jetzt für sicher. Zur weiteren Klärung hat die Oberstaatsanwaltschaft von Potsdam eine Belohnung von 1000 M. ausgesetzt. Am 24. Januar gegen 17 Uhr hatte Kotlewski seine Arbeitsstelle verlassen. Kurz zuvor traf ihn noch ein guter Freund an der Ecke Jerusalemer und Kronenstraße, dem er versprochen, um 7 Uhr abends zum Schwimmen zu kommen. Seit diesem Zusammentreffen fehlt jede Spur von ihm. Kotlewski zeigte für Sport großes Interesse und war Mitglied eines Schwimm- und Rudervereins. Er war bekleidet mit einem graugrünen Mantel, mit schwarzem Schalkragen, grünlichem Manchesterjackett und Weste und hellgrauer Hose. Er trug schwarze Touristenschuhe, hellblaues gestreiftes Barthelemyhemd ohne Krawatte und blaue alte Seglermütze. Die Mütze und eine schwarze Ledertasche sind bisher noch nicht gefunden. Die Ledertasche, die er selbst aus seiner früheren Schultasche umgearbeitet hatte, besaß oben einen Ledergriff und einen Lederriemen als Verschluss. Kotlewski war ein schlant junger Mann, 1,78 Meter groß. Er trug blaue Augen, gebräuntes Gesicht und aufrechten Gang. An der linken Stirnseite hat er eine längliche Narbe. Kotlewski hat anscheinend auch in homosexuellen Kreisen verkehrt. Für den Fall, daß er einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist — für einen

Selbstmord liegen keine Anhaltspunkte vor, ebenso für einen Unglücksfall —, wird obige Belohnung ausgesetzt für Personen, deren Angaben zur Aufklärung führen.

Im wesentlichen kommt es auf folgende Feststellungen an:

Wer hat Kotlewski am 24. Januar nach 17 Uhr, insbesondere in der Folgezeit, noch gesehen?

Wer kann über Personen Auskunft geben, mit denen Kotlewski in Beziehungen stand, oder über Personen, die seine Bekanntschaft suchten? Wer hat beobachtet, daß Mitte bzw. Ende Januar dieses Jahres eine Dame mit einem Privatauto sich in der Danziger Straße mit einem großen schlanken jungen Mann (Kotlewski) ein Rendezvous gegeben hat? Ist Kotlewski in Potsdam, Geltow und Umgegend gesehen worden? Mitteilungen, die unter Hinweis auf obige Belohnung, die ausschließlich für das Publikum bestimmt ist, und die die Behörde auf Wunsch streng vertraulich behandelt, werden an die Kriminalkommissare Strowe und Johannes Müller, Polizeipräsidentium Berlin, Zimmer 330a, Hausanruf 452, an die nächste Polizeidienststelle oder an die Staatsanwaltschaft Potsdam zu 3. J. 353/28 erbeten.

Hierzu sei noch folgendes bemerkt: Wichtig ist die Aufklärung einer Befundung eines Bekannten Kotlewski. Dieser erzählte ihm in der Untergrundbahn, daß er mit einer Dame ein Zusammentreffen am Wittenbergplatz verabredet habe. Ob das Wahrheit oder nur Prozederei war, ist immer noch nicht festgestellt. Wahrscheinlich aber hat Kotlewski nur gepöhlzt. Hätte er wirklich eine Verabredung gehabt, so wäre er sicher nicht in der Arbeitskleidung, in der er ja tot aufgefunden wurde, sondern in besserer Kleidung hingegangen. Wie der junge Mann ins Wasser gekommen ist, ist noch ganz rätselhaft. Vom Lande aus kann er an der Fundstelle nicht hineingeraten sein. In der ganzen Gegend trennt ein etwa 8 bis 10 Meter breiter Schilfgürtel den Uferstrand von der eigentlichen Wasserfläche. Es kommen nur zwei Stellen in Betracht, von denen aus er den Strömungsverhältnissen nach an die Fundstelle getrieben sein kann, die Baumgartenbrücke

Rosbach und Reichswehr Raubüberfälle in Steglitz

Berichte im Innern des Blattes.

Die Pressa in Köln beginnt.

Erste Weltausstellung Deutschlands nach dem Kriege.

1. Eine Ausstellungstadt in Köln.

An den Ufern der großen Eisenbahnstrecke, an den Platanen der deutschen Städte ist seit einigen Monaten ein seltsames Zeichen sichtbar geworden. Ein rundes Auge: es ist das „Auge der Welt“, das die große Internationale Presseausstellung in Köln, kurz „Pressa“ genannt, symbolisieren soll. Fieberhaft wird an der Fertigstellung gearbeitet; soll doch die feierliche Eröffnung am 12. Mai



Die St. Heribert-Kapelle, die einen Teil der kulturhistorischen Schau enthält.

erfolgen. Auf der rechten Rheinseite Kölns, der Altstadt mit den von Heinrich Heine besungenen „hundert Kapellen und Kirchen“ gegenüber, ist eine Ausstellungstadt entstanden. In einer Frontlinie von 5 Kilometern reiht sich Gebäude an Gebäude in schön hochstrebender Architektur, deren Schöpfer der städtische Baudirektor Abel ist.

Die alte Kürassierkaserne, in deren Kellern August Bebel geboren wurde, wurde zur Aufnahme der großen kulturgeschichtlichen Schau der Pressa vollkommen umgestaltet. Die großen Messhallen jenseits der Dombrücke haben einen Mantel mit Baubengängen erhalten, und über ihrem mächtigen Quadrat thront gewaltig ein 55 Meter hoher Turm. Ein großer Rundbau, das Staatenhaus, ist für die ausländischen Aussteller bestimmt. Auf dem weiten Freigelände stehen die zahlreichen Sondergebäude der großen Verlage und Maschinenfirmen, der weltanschaulichen Richtungen der übliche Bergnügungspark mit einem internationalen „Waldort“ mit den vielfältigen Lieberrollungen, womit, allerdings unregelmäßig, die Pressa die Mehrzahl topikalistisch bürgerlicher „Kultur“ demonstriert.

2. Was will die Pressa?

Man war voller Stupor, als der Gedanke der internationalen Pressenausstellung zuerst aufkam. Ohne Zweifel besitzt sie einen stark papiernen Beigeschmack. Man dachte zuerst an eine große Zeitungsschau, die aber weder eine starke Wirkung in die Ferne, noch einen Massenbezug glauben machen konnte. Um bloße „Zeitungschau“ geht es aber dieser Ausstellung nicht. Sie will vielmehr das menschliche Werden, die kulturelle und soziale Verbundenheit, die Kämpfe um den Fortschritt, das Ringen um neue geistige und politische Gestaltungen im tausendfältigen Spiegel des geschriebenen, gedruckten und verbreiteten Wortes zur Anschauung bringen. Mit den Mitteln ihrer Zeit haben Nachricht und Schrift jeweils die menschliche Entwicklung begleitet, große geschichtliche Entscheidungen oft überhaupt erst freisprechend gemacht.

Das verdeutlicht sich in der großen kulturgeschichtlichen Abteilung. Sie greift mit den Hilfsmitteln plastischer Modellierungen auf die Entstehung und Entwicklung aller Nachrichten- und Zeitungswezens zurück. Die Ereignisse von zwei Jahrtausenden werden in bunten, wechselvollen Szenen lebendig. Die Volks- und Bundesrechtsschieden in Pergamenten und ersten Drucker, die „Jungens Zeitung“, die von Schlachten und schauerlichen Begebenheiten Kunde brachte, die Trommelnachrichten der Kulturvölker — welsch ein Weg bis zur Gegenwart, wo sich der Weg vom Ereignis bis zur Veröffentlichung immer mehr verkürzt!

Den ganzen Rhythmus von heute macht dann die Ausstellung der „modernen Tageszeitung“, in Verbindung mit der technisch-maschinellen Entwicklung, Radio, drahtlose Telegraphie und Bildübertragung sichtbar. Reichsbahn und Reichspost kommen in eigenen Ausstellungen mit in Betrieb gehaltenen Modellen. Man verfolgt auch die Darstellung des inneren Lebens einer modernen Redaktion. Dabei wird freilich das Wesentlichste fehlen müssen, weil es ausstellungstechnisch überhaupt nicht zum Leben erweckt werden kann: der geistige Schaffungsprozess der Journalistik mit seinen inneren Bewegungsorganen und Entscheidungen, die in der Fieberhaft der Tapergebnisse bald nach der Richtung der Politik, bald zur Veranschaulichung für den Lesungsrigen Rechnung tragen müssen.

3. Wichtige Sonderausstellungen.

Es erscheint die Reichsregierung überaus repräsentativ mit den wichtigsten Verfassungsdokumenten aus der deutschen Geschichte. Preußens Ausstellung wird besonders interessant durch

eine Darstellung der Kämpfe zwischen Zensur und Presse, an der sich alle Ministerien beteiligen. Es gibt Sonderausstellungen über „Frauen und Presse“, „Kunst und Presse“, „Karikatur in der Presse“. Die weltanschaulichen Gruppen kommen in großen Sondergebäuden und geben wertvolle Rechenschaft, so der Katholizismus, der Protestantismus, das Judentum im Bilde ihrer Presse mit den Mitteln von Kunst und Kunstgewerbe. Auf dem Freigelände steht endlich das große, bereits erwähnte „Haus der Arbeiterpresse“, das nicht nur das sozialdemokratische und gewerkschaftliche Presseleben verdeutlichen, sondern auch eine unmittelbare Anschauung von den Kämpfen der Arbeiterschaft um ihren politischen und sozialen Aufstieg in höchst lebendiger Form geben soll. Sehr ausschlüssig wird die Schau des Buchgewerbevereins über Buchgewerbe und Graphit werden, die in einer Gruppe „Europäische Buchkunst der Gegenwart“ gipfelt. Die große Zeitschriftenschau will endlich die ungeheure Vielfalt des Zeitschriftenwesens zeigen, das kein Gebiet menschlichen Wirkens bis hinunter zum letzten Fachblatt unberührt läßt.

4. Die ganze Welt kommt!

Man hat um die Teilnahme aller Länder der Welt geworben — mit Erfolg! Es erscheinen: Frankreich, England, Desterreich, Portugal, Belgien, Holland, Schweiz, Spanien mit Südamerika, die Vereinigten Staaten, Japan, China und auch Sowjetrußland mit betonter propagandistischer Absicht. Alle Länder werden im Wettbewerb ihre nationale, kulturelle und technisch-organisatorische Eigenart zeigen. Auch der Völkerbund stellt in Verbindung mit dem Institut die geistige Zusammenarbeit in Paris aus. Man verspricht sich von dieser internationalen Schau eine wertvolle Betätigung der wachsenden Solidarität unter den Völkern. Würden doch die Ströme von Haß und Kriegsbegehr und die Bergigungen des Nationalismus vor allem durch die Kanäle der Presse zu den Menschen hingelenkt. Das Beispiel der Pressa kann Wunden heilen und neue Verbundenheiten gewinnen.

5. Lohnt sich der Aufwand?

Diese Ausstellung kostet zahlreiche Millionen. Ihre Trägerin ist die Stadt Köln, die auch die Hauptkosten übernehmen muß. Dazu kommen die Unkosten für die Aussteller selber, die ihre Ab-

teilung unter eigener Verantwortung schaffen und erhalten müssen. In den fünf Monaten der Pressa werden gewaltige Menschenmengen nach Köln kommen; mehr als 200 Kongresse sind angelegt. Man darf sich nicht darüber täuschen: der Hauptantrieb dieses gewaltigen Betriebs ist der Kapitalismus, der in seiner Presse eine seiner stärksten Macht- und Kampfmittel besitzt. Die Arbeiterschaft hat sich indes immer zu der Methode bekannt, vom Gegner zu lernen. Die ungeheure Entfaltung des bürgerlichen Pressewesens



Eingang zum Staatenhaus.

mit seiner dauernden Willensbeeinflussung ist für sie eine unaufrührliche Mahnung und ein dauernder Ansporn.

Wir müssen mit dem Willen unserer Bestimmung, mit den Zielen einer sozialen und kulturellen Neuordnung dauernd gegen die Welt des Gewinns aufs heftigste ringen. Diesen harten Zwang prägt uns die Pressa ein, und darum besitzt sie das Interesse der sozialistischen Menschen.

WAS DER TAG BRINGT.

Sonst ein anständiger Mensch . . .

Manchmal stößt man in dieser noch so sehr unvollkommenen Republik auf gueterhastene amtliche Exemplare aus der Fossilien-Sammlung Wilhelms des Seligen. Die reden und bewegen sich dann genau so, als ob vor rund 10 Jahren nicht das Mindeste vorgefallen wäre. Die Revolution hat diese Leute nicht im geringsten aus der Fossilie gebracht, sie haben noch die alte Nachtmäckerperspektive und sehen, gottesfürchtig und glücklich beschränkt, in jedem Sozialisten so etwas wie einen Zuchthäusler. Da trat jüngst in irgendeinem Trapez in Leipzig ein Oberlandjäger Küster als Zeuge auf Küster sollte über den Reumund des Angeklagten auslegen. Mit strahlender Miene sagte er folgendes: „Der Angeklagte gehörte dem Arbeitergesangsverein an und besuchte regelmäßig die Singstunden — sonst ist er ein anständiger Mensch!“ Herr Küster ist ein braver Mensch! Man sollte ihn für ein historisches Museum erwerben. Für praktischen Polizeidienst scheint er jedoch nicht ganz geeignet zu sein.

Lehrer, Schüler und Höllenmaschine.

Eine Höllenmaschine dem Lehrer ins Haus zu schicken, weil er einen Schüler schikanieren, ist schon ein starkes Stück. Im Hirn eines empfindsamen, feilsch unausgeglichenen, vielleicht auch phantastischen und ein wenig krankhaften jungen Menschen entstehen aber manchmal Gedanken, auf die er bei reiflicher Ueberlegung vielleicht nicht gekommen wäre. . . . Mit einem Wort, eines Tages erhielt der Lehrer einer Wiener Oberrealschule ein Postpaket ins Haus geschickt: ein neuer Radlopparat sei es, hieß es im Begleitschreiben. Dem Lehrer war die Sache nicht ganz geheuer, er ließ das Paket untersuchen. Es war eine Höllenmaschine mit einem Kilo Pulver, genug, um dem Lehrer und seiner Umgebung schwere Verletzungen zuzufügen. Die Polizei entdeckte den Lebeltäter in dem 19jährigen Schüler B. Also hatte er sich wegen gemeingefährlichen Gebrauchs von Sprengstoffen und Gefährdung der körperlichen Sicherheit zu verantworten. Er habe nicht geglaubt, daß irgendwelche schlimmen Folgen entstehen würden, so erklärte er dem Gericht: keine Absicht sei es gewesen, seinem Lehrer einen bösen Streich zu spielen: er sollte sich die Hände verbrennen und einige Wochen der Schule fernbleiben. Und weshalb? Weil dieser Lehrer ihn stets vor der ganzen Klasse blamiert und ihn Efel und Trostel genannt habe. Wann werden es nun die Herren Lehrer endlich verstehen, daß insbesondere in erzieherischen Dingen, kleine Ursachen große Wirkungen haben können. . . . Das Gericht verurteilte B. zu sechs Monaten Kerker. Gegen das Urteil hat der junge Mensch Berufung eingelegt.

Eine Diebesgeschichte wie im Film.

Dem Angestellten einer großen französischen Juwelierfirma war ein Raubverbrechen passiert. Als er sich für wenige Minuten von seinem Automobil entfernte, ließ er seine zwei Köfferchen mit Edelsteinen im Werte von 250 000 Frank im Wagen. Im nächsten Augenblick sauste ein Torpedomotorrad heran, dem zwei junge Leute entstiegen. Sie ließen an das Automobil heran, saßten die Köfferchen, und weg waren sie. Zufällig hatte aber der Bewohner eines Nachbarhauses den Zwischenfall beobachtet und sich auch die Nummer des Torpedorades gemerkt. Die Polizei hatte mit ihren Ermittlungen Erfolg. Der Besitzer des Torpedorades wurde festgestellt. Es war

dies eine der Polizei bekannte Persönlichkeit. Er war geständig und nannte seinen Helfershelfer. Auch das Torpedorad wurde beschlagnahmt. Um keine Zeit zu verlieren, benutzte es die Polizei, um einen der Diebe in dem Restaurant, in dem er zu speisen pflegte, zu verhaften. Als die Polizeibeamten ihre Aufgabe erfüllt hatten und auf die Straße zurückkehrten, was das Torpedorad verschwunden. Wie im Film . . .

Der Mann mit dem verschwundenen Gedächtnis.

In einem Pariser Polizeirevier erschien ein junger Mensch und erklärte, sich nicht mehr zu entsinnen, wie er heiße und wo er wohne. Er wisse nur, sagte er, daß er des Morgens irgendein Haus verlassen habe, daß er eine breite Straße entlang gegangen sei und daß es wenig Verkehr gegeben habe und . . . das wäre alles. Bei dem jungen Menschen fand man einen Ausweis für Eisenbahnfahrten. Aber auch der gehörte ihm nicht. Was hinter der sonderbaren Angelegenheit steckt, ist bis heute nicht bekannt geworden.

Die Schuld des Vaters bei Kindesmord.

Die Revisionsinstanz des Obersten Gerichtshofes in Moskau hat toeben die Frage aufgeworfen, ob es nicht richtig wäre, beim Kindesmord sich auch an den Vater des getöteten Kindes zu halten. Trifft denn nicht auch ihn die Schuld, wenn er, die Mutter in hilflosem Zustande lassend, nichts dafür getan hat, um ihr über den schwersten Augenblick ihres Lebens hinwegzuhelfen? Trägt er da nicht auch einen Teil der Verantwortung für den Kindesmord? Sollte man ihn nicht zusammen mit der Mutter strafrechtlich belangt? Ein Gedanke, der zweifelsohne einen richtigen Kern in sich hat, sofern man auf dem Standpunkt steht, daß man moralische Schuld durch Gefängnis „lösen“ soll und glaubt, soziale und kulturelle Missetaten durch Strafmaßnahmen lindern oder gar aus der Welt schaffen zu können.

Obgleich die russische Strafgesetzgebung in der Theorie auf dem Standpunkt steht, daß die Strafe nur den Zweck der sozialen Sicherung gegen gemeingefährliche Individuen hat, ist die Praxis der Gerichte jedoch in nichts anderes als sonst in der ganzen Welt: Es wird da gehöhnt, vergötten, abgehört. Den Abschreckungszweck verfolgen auch die Strafen, die über die Mütter verhängt werden, die aus Not, Furcht vor den Rächsten oder falsche Scham, ihre Reugeborenen töten. Glaubt das Gericht hier strafen zu müssen, so muß es ihm auch konsequent erscheinen, den Vater strafrechtlich zu belangen. Als erstes ist diese Fragestellung von dem Blatte „Die Armut“ aufgeworfen worden. Es wäre abzuwarten, wie der Oberste Gerichtshof sich dazu stellt.

Jazz als Hausmusik.

Aus Amerika, der Heimat der Jazzmusik, kommt die Nachricht, daß dort der Jazz als Hausmusik von Tag zu Tag mehr Anhänger gewinnt. Sarcophen zu blasen, ein Banjo kunstgerecht zu bearbeiten, hält die fortschrittliche amerikanische Jugend heute schon für einen unerlässlichen Bestandteil der sogenannten „Bildung“. Kluge musikalische Fachleute in Amerika haben sich diese Konjunktur bereits zunutze gemacht und bringen, von feinerlei Regungen eines veralteten europäischen Kulturgewissens angekränkt, die musikalischen Klavier von Mozart bis Wagner in Bearbeitungen für Jazztrio auf den Markt. Dieses Schicksal hat besonders den in Amerika sehr beliebten Chopin getroffen.



Clk 4 Nr. 513

Aus den Papieren
eines Rechtsanwaltes
von F.G.

a meiner Tür klopf es.
Der Schreiber führt einen jungen Mann herein.
Ich sehe ihn mir an, bevor ich ihn anrede.
Er ist hochgewachsen, der Kopf ist länglich und wohlgeformt, doch stimmen die rückwärts gebürsteten Haare nicht zum Gesicht. Der Mann ist, nach seinen schwarzgefurchten Händen zu schließen, ein Schlosser, Kunstschmied oder Mechaniker. Die Haartracht ist nicht die eines Handwerkers, sie ist gefucht und auf Täuschung berechnet. Die Kleidung ist einfach und sauber; am linken Kragenrand stecken einige Abzeichen: Kreuze und Bilder; sie sehen aus meiner Entfernung wie Orden aus; sie sind mit Absicht so gesteckt, daß sie aus dem grauen Tuch hervorstechen.
Der Mann bleibt in schicklicher Entfernung stehen. Aus einer Brusttasche nimmt er eine Rolle gelbliches Papier, die mit einem roten Wollfaden zusammengehalten ist. Ich kann deutlich die schwarze und die rote Tinte unterscheiden. Die großen schweren Hände spielen an dem Papier, und aus großen, dunkelbraunen Augen trifft mich ein abscheulicher mißtrauischer Blick.
„Wie ist Ihr Name, bitte?“
„Jakob Bender.“
„Woher sind Sie, was ist Ihr Beruf?“
„Aus Hendorf; ich bin Eisendreher.“
„Was führt Sie zu mir?“
Ein Laut kommt aus seiner Kehle, halb Schluchzen, halb Wutschrei:
„Herr Doktor, meine Frau geht nicht mehr zu mir. Sie ist am Samstag von mir fort, und das Kind ist auch bei ihr.“
Mehr sagt er nicht. Ich sehe dem Menschen an, daß er nicht mehr weiterreden kann, und nötige ich, sich zu mir zu setzen.
So will ich ihn beruhigen, aber es gelingt mir nicht. Der kräftige Körper wird immer wieder von Herzstößen geschüttelt, die Mundwinkel zucken. Endlich faßt er sich und spricht mühsam:
„Ich habe alles aufgeschrieben, ich wollte nichts vergessen, es ist alles beschrieben von A bis Z, Herr Doktor, lesen Sie alles, ich komme morgen wieder, Sie müssen mir zu meinem Recht verhelfen.“
Die letzten Worte machen mich aufhorchen. „Zu meinem Recht verhelfen“, das hören wir zu oft. Ist er ein Querulant?
Rein, das ist er noch nicht. Dafür ist er noch zu wenig selbstsicher, dafür glänzen seine Augen nicht genug. Der kommt zum ersten Male.
Ich antwortete: „Ihre Aufzeichnungen können mir nicht genügen, ich muß mit Ihnen ausführlich sprechen; ich werde noch manches wissen wollen, das Sie nicht aufgeschrieben haben.“
Er wehrt ab: „Ich habe alles aufgeschrieben,“ und gibt mir die Rolle.
An meiner Türe klopf es wieder. „Ich werde die Blätter heute abend lesen, kommen Sie morgen zur gleichen Stunde.“
Er erhebt sich, geht mit raschen Schritten auf mich zu, nimmt lächelnd und unaufgefordert meine Hand und drückt sie heftig.
„Herr Doktor, Sie müssen mir helfen.“
Dann eilt er zur Türe.
Der nächste, der eintritt, ein alter Winzer, mit einem Gesicht wie der Evangelist Markus, schüttelt den Kopf, als der Mann an ihm vorbeischießt, und meint: „Herr Doktor, der Mensch da ist sicher ein gemischter Sah.“
Ich jucke die Achseln: „Ich kenne ihn nicht näher.“

Abends lese ich die Blätter; es ist ruhig um mich, niemand klopf an der Türe, keine Schreibmaschine klappert, das Telefon steht still und friedlich auf dem Schreibtisch.
Diese Schrift vergißt man nicht. Eine harte Arbeiterschrift, aber verschönert wie ein göttliches Gesims. Die Buchstaben greifen ineinander über und bilden krause Wortzeichen, die und da ist ein Wort lateinisch geschrieben, nicht immer ein wichtiges —
Ich las folgendes:
„Ich, Jakob Bender, bin geboren am 20. Juni 1890 in Hendorf. Ich bin gelernter Eisendreher und schaffe auf diesem Handwerk seit meinem sechzehnten Jahre. Meine Eltern waren arme Leute. Sie sind beide tot. Die Mutter starb lange vor dem Vater, ich kann sie mir nicht mehr vorstellen. Ich habe einen Bruder, der ist Sekretär bei der Eisenbahn, wir kommen aber nicht zusammen. Meine Schwester ist vor dem Krieg nach Amerika, sie schreibt nicht mehr, sie hat auch nie etwas geschrieben, ich weiß nicht, wo sie dort wohnt. Ich habe aktiv gedient beim 18. Regiment. Als mobil gemacht wurde, mußte ich einrücken und ich kam gleich ins Feld. Bei Völklingen im Lothringischen wurden wir überfallen, alle unsere Offiziere fielen, ich bekam einen Maschinengewehrschuß in den rechten Oberschenkel, es dauerte länger als ein halbes Jahr, bis ich geheilt war. Das Bein blieb aber kürzer, deshalb brauchte ich nicht mehr ins Feld. Beim Eisernen Kreuz wurde ich vergessen.
Dann wurde ich zur Geschloßfabrik nach Stahlheim kommandiert. Dort drehte ich Granaten.
Ich hatte manchmal Urlaub. Auf Urlaub, im Sommer 1916, lernte ich meine Frau kennen. Ihre Mutter ist schon lange Witwe und hat einen Kramladen. Meine Frau war vorher in Stellung und hatte manches gelernt. Sie war hübscher und ansehnlicher als die übrigen Mädchen. Im Frühjahr 1917 haben wir geheiratet. Eine Wohnung hatten wir nicht. Soa blieb bei ihrer Mutter, ich blieb in Stahlheim. Im Jahre 1917 gab es nur wenig Urlaub, die Reise war auch zu weit. Im Februar 1918 wurde unser Richard geboren, ich habe erst zur Taufe Urlaub bekommen.
Als ich heimkam, lag meine Frau im Kinderbett, sie hatte schwer zu leiden, rang ständig nach Atem und war wahnsinnig. Die Schloßhube war aber voll von Weibern, die die Mutter zusammenzurufen hatte, um zu helfen. Da habe ich die Weiber hinausgejagt und den Doktor gerufen. Seitdem hat die Mutter mich nicht mehr gesehen können.
Meine Frau hat sich bald erholt, ich bin aber nicht lause geblieben, denn mit dem, was ich sah, war ich nicht zufrieden. Die beiden Frauen haben zusammen gewirtschaftet und haben sich nicht um mich gekümmert. Sie haben Kaffee getrunken, ohne mir etwas zu sagen, und hinter meinem Rücken gebadet und Einladung gehalten, meine Kleider haben sie aber nicht besorgt. Wie meine Frau wieder aufstand, hat sie nur noch das Kind gesehen, mich hat sie gar nicht mehr gekannt. Da bin ich bald wieder eingerückt und

habe Granaten gedreht. Sie hat mir auch nicht viel geschrieben, von anderen hörte ich, daß sie überhaupt keinen Willen mehr habe und nur noch der Mutter folge. Das Kind war lange Zeit schwach und dem Sterben nahe. Ich ärgerte mich darüber und schrieb ihr einmal, daß ich glaube, das Kind sei nicht von mir. Ich meinte es aber nicht so, es war nur ein böser Scherz.
1918 bin ich Vorarbeiter geworden, hatte eine schöne Wohnung, und die Weiber in Stahlheim sind mir nachgelaufen, aber ich hielt meiner Frau die Treue. Ich hätte ein Zimmer und eine Küche mieten können in einem neuen, schönen Haus vor der Stadt, und ein großer Garten war auch dabei. Ich schrieb ihr und bat sie,

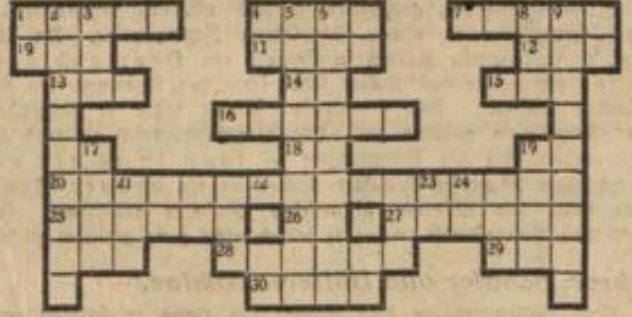


mit dem Kinde zu mir zu kommen, sie bekäme es bei mir schöner wie zu Hause, und wir wären doch verheiratet. Sie antwortete erst nach Wochen und schrieb mir, die Mutter wolle es nicht haben.
Im November 1918 wurde ich entlassen und ging nach Hause. Im Anfang hatte ich keine Arbeit. Sie nahmen mich nur ungern auf, ich glaube, sie bereuten die Heirat. Schließlich mußten sie mich doch nehmen.
Aber sie kümmerten sich gar nicht mehr um mich. Meine Frau sprach fast gar nichts mit mir, und den ganzen Tag hatte sie Besuch, Jugendkameradinnen, die Hebamme und die Krankenschwester. Die Krankenschwester kam nicht mehr aus dem Hause, sie aß und trank mit ihnen und ging ein und aus, wie sie wollte.
Ich habe lange geschwiegen, aber dann konnte ich's nicht mehr

mit ansehen. Durch Zufall bekam ich im Dorf zwei Zimmer, und dann verlangte ich, daß die Frau mit dem Kinde zu mir ziehe. Die Möbel hatte ich auf Abzahlung gekauft. Sie kam auch zu mir. Aber sie hat nur noch für das Kind gelebt, mir hat sie nicht gelacht und nicht geliebt. Sie ist immer traurig gewesen, und wenn ich sie nach dem Grunde fragte, gab sie mir keine Antwort.
Eines Tages ist auch die Krankenschwester zu uns gekommen. Ich kam gerade von der Schicht und wollte sie hinausjagen. Aber meine Frau weinte und bat mich, die Krankenschwester dazulassen. Ich ging ins Wirtshaus und ließ die Weiber allein.
Seitdem hat mir die Frau kein gutes Wort mehr gegeben und hat immer den Tropfopf aufgesetzt. Und am vergangenen Freitag haben wir lauten Streit gehabt. Die Krankenschwester war auch wieder dabei. Ich habe mich vergessen und die Krankenschwester die Treppe heruntergeworfen. Ich schlug auch meine Frau. Ich schlug sie nur einmal, gleich ist mir aber die Reue gekommen und ich habe sie am Bergehn gebeten.
Am anderen Morgen war die Mutter da, hat ihre Sachen gepackt und die Frau und das Kind mitgenommen.
Mit mir hat sie kein Wort gesprochen.
Ich habe gleich einen Freund zu ihnen geschickt, sie haben ihn aber gar nicht ins Haus gelassen.
Ich liebe meine Frau und bin Richards rechtmäßiger Vater. Beide müssen zu mir zurück. Ich kann ohne sie nicht leben, und so steht es auch im Gesetz. Wir sind ja auch kirchlich getraut worden, und der Pfarrer hat gepredigt, daß sie Vater und Mutter verlossen müßte, um mir zu folgen.“
Ich ließ die Blätter auf den Schreibtisch sinken und schaute lange in das Dämmerlicht des Studierzimmers.
Ein gewöhnlicher Fall: Kriegsehe, kurzes Glück, Einfluß der Mutter, Neid der Freundinnen, das unvermeidliche Ende — ein ganz gewöhnlicher Fall —
Allmählich kommen mir Zweifel. Der Mann sieht anscheinend noch wie am ersten Tag, obwohl sie ihn schon lange vernachlässigt, obwohl sie mit dem Kinde davongegangen ist.
Der Mann klagt nicht an, beschönigt nichts und doch — ist er ganz ehrlich? Sicherlich verschweigt er manches. Der Mensch ist, wie schon seine Schrift sagt, ein Pedant, rechthaberisch, eingebildet und vermag zu quälen. Aber er ist auch ehrlich, gerad und gewissenhaft.
Steht da nicht ein anderer dahinter? Raum zu glauben, dafür ist die Frau zu wenig kompliziert, sie ist nur von der Mutter geleitet.
Rein, ein ganz gewöhnlicher Fall: Ein unselbständiges Geschöpf heiratet, die Mutter liebt es über die Rahmen, die Mutter haßt den Mann aus Eifersucht, die Eifersucht wird noch stärker, wie das Kind da ist, und die Mutter sucht mit wütender Habgier die Tochter wieder an sich zu ziehen.
Eine alltägliche Geschichte und doch ein ewiges Problem. Ich will ihn morgen auf Herz und Nieren prüfen.
Pünktlich kommt er. Er bleibt unter der Türe stehen. Auch heute stecken wieder die Abzeichen am Rockkragen. Ich weiß nicht warum, aber das macht mich böse. Ein Wichtigler, der sich in Nichtigkeiten gefällt, der gerne eine Rolle spielen möchte?
Ich habe Ihre Aufzeichnungen gelesen, ist das alles wahr?
„Jawohl, Herr Doktor.“
„Haben Sie sonst nichts zu sagen?“
„Rein, es ist alles.“
„Sie sind ein Pedant und ein Kleinigkeitsträger. Ich glaube, Sie haben Ihre Frau oft mit Bagatelien gequält. Ihre Frau wird Ihnen nichts rechtmäßiges haben.“
„Das will ich nicht leugnen, aber ich wollte meiner Frau nie wehe tun. Ich habe ihr auch all meinen Verdienst abgegeben.“
(Fortsetzung folgt.)

Rätsel-Ecke des „Abend“.

Kreuzwörterrätsel.



Die Worte bedeuten:
Von links nach rechts: 1. Rot; 3. Charaktereigenschaft; 4. Baum; 7. deutscher Dichter; 10. Artikel; 11. israelitischer König; 12. Artikel (4. Fall); 13. kleinster Teil; 14. Flächenmaß; 15. örtlicher Name; 16. Stadt in Pommern; 18. französischer Artikel; 20. politische Massenbewegung; 22. Volksherrschaft; 23. Form des kapitalistischen Zusammenstoßes (Wehrzahl); 26. Chemisches Zeichen für Tellur; 27. bevorstehende politische Ereignisse; 28. Russeleierhalsfang; 29. bekannte Automobilmarte; 30. Schwimmvogel.
Von oben nach unten: 2. Verammlung der gewählten Vertreter des gesamten deutschen Volkes; 5. Polarforscher; 6. Volksvertretung; 8. Dichtungsform; 9. Badeort in Niederösterreich; 17. Kopfschnitt bei Tieren; 19. Erfolg; 21. Präposition; 23. ägyptischer Sonnengott; 24. Ausruf; 25. Zeitbestimmung; 26. Geräusch.
Die Wörter 10, 20, 12 waagrecht, 19 senkrecht, 15, 12, 27 waagrecht, 21, 6, 21, 2 senkrecht nennen einandergerichtet unseren Wunsch im bevorstehenden Wahlkampf.

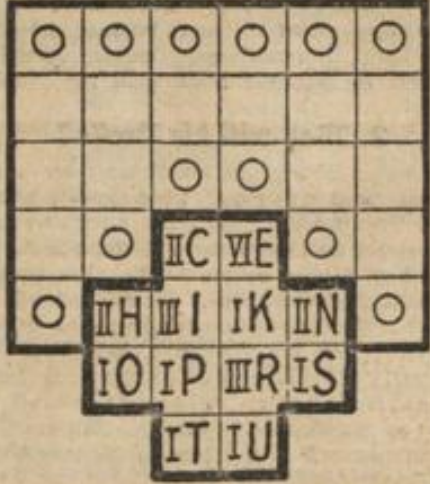
Silbenrätsel.

Aus den Silben a — a — bach — burg — de — de — dorf — e — e — e — grim — i — il — la — le — len — les — si — so — ma — wann — me — me — ment — mus — no — oh — pl — rad — rheu — ri — sa — las — schel — se — sen — sler — so — sto — tar — te — ted — tel — tel — thar — then — tis — zeh sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, unser Ziel in den bevorstehenden Wahlkämpfen nennen. Die Wörter bedeuten: 1. Ereignis; 2. Stadt am Harz; 3. Urkundebeamter; 4. weiblicher Vorname; 5. Sekretär des internationalen Gewerkschaftsbundes; 6. Beziehung, Zwischenstück, meist unannehmbarer Art; 7. Europäische Hauptstadt; 8. Reiben; 9. Gefährte; 10. Grundstoff; 11. Sozialdemokratischer Parteiführer; 12. Körperbau; 13. Berliner Stadtteil; 14. Römische Bezeichnung des Volkes; 15. Griechischer Philosoph; 16. Männlicher Vorname.

Charade.

Das Erste ist nicht lang zu nennen,
Das Zweite muß die Ursach' kennen;
Das Ganze treibt man hier und dort,
Es jagt sein Gegenteil nur fort.

Figurenrätsel.



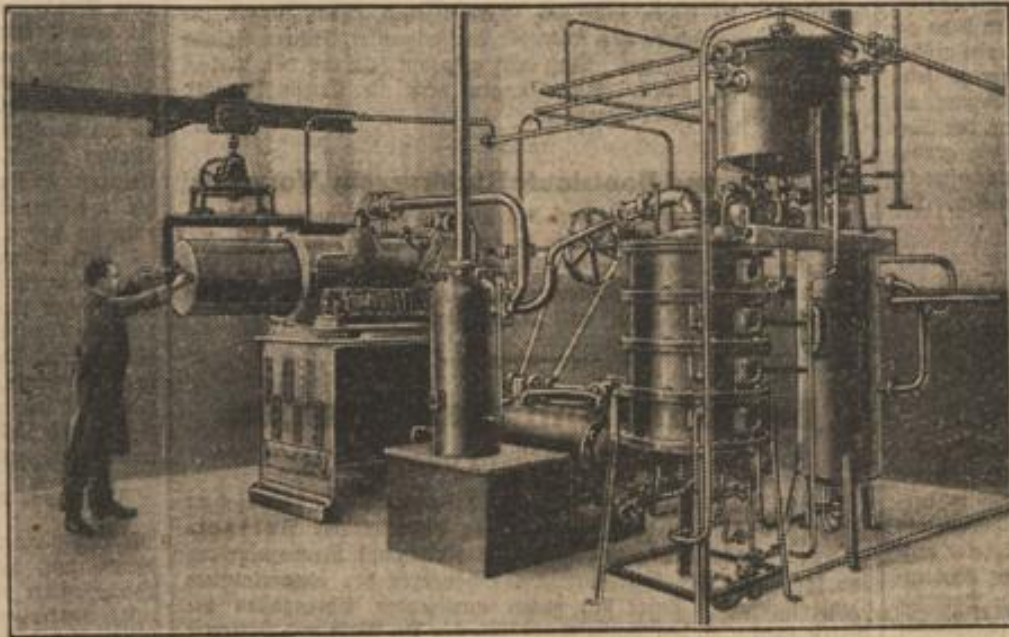
Die genannten 24 Buchstaben sind auf die Fächer zu verteilen. Senkrecht entstehen folgende Wörter: 1. mathematische Figur, 2. Lustdrama, 3. Gegenteil von immer, 4. frisch, unbenutzt, 5. unversäht, 6. Sgnonym für Staal.
Die durch die Verzerrung gekennzeichneten Fächer ergeben einen färglich vielgenannten Wallfahrtsort.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Die Worte bedeuten:
Kreuzwörterrätsel. Waagrecht: 1. Sozialdemokrat; 5. oltiv; 8. da; 10. ja; 12. Dame; 13. Ur; 14. Ob; 15. Se; 16. Meer; 20. Gian; 23. in; 24. Rife; 25. Dara; 26. a. D.; 27. Emir; 28. Normalarbeitstag.
Senkrecht: 1. Schwimmen; 2. Bierpool; 3. Karbonat; 4. Erschruna; 5. Ob; 6. la; 7. Im; 8. du; 9. Ur; 10. Jolia; 11. Abend; 17. Ei; 18. es; 19. re 20. Eber; 21. Lamb; 22. Arie.
Schleberätsel: Wandersahrt Berlin, Akkumulatort, Zeltboot, Koffel, Koffel, Zoffler. — Alkohol/Mistolin.
Silbenrätsel: 1. Heine; 2. Nam; 3. Nero; 4. Eit; 5. Har; 6. Nonn; 7. Idiot; 8. Ritt; 9. Diogenes; 10. Isaac; 11. Grib; 12. Selome; 13. Oltamp; 14. Zarathustra; 15. Indianer; 16. Horet; 17. Kopante; 18. Dementi. — Hinein in die Sozialdemokratische Partei!
Einige rätsel: Beate, Ebert, Babel, Liebe
Rätselprung: Alle Stimmen für die sozialdemokratische Partei!
Besteckrästel: Daffüre Kohorte, Berlin, Jedermann, Ersinder, Rotm, Uffe, Bergitung, Kaffärlorge, Verdi, Teheran, Vortang, Wacter, Eidechse, Kunde, Jugoslawien, Wende. — Alkohol in jeder Form ist Gift für die heranwachsende Jugend.

Oelgewinnung einst und jetzt.

Das Öl spielt in der modernen Industrie eine wichtige Rolle. Als Ausgangsstoff für die Delgewinnung dienen zum großen Teil auch Pflanzensamen oder Früchte. Dieser Samen wird bei den bis heute üblichen Verfahren in den Oelmühlen verarbeitet. Er wandert zunächst in eine Siebmühle, wird gereinigt und dann zerrieben. Stampfwerke, Walzen oder Kollergänge nehmen das Saatgut auf, zerquetschen es, die Kollergänge aber zermahlen es endlich zu feinem Mehl. Nach diesen Arbeitsvorgängen wird es für gewöhnlich in dampfgeheizten Behältern vorgewärmt und gelangt dann zur Presse. Man schüttet es in große Säcke oder Preßtücher, und unter dem Druck der Presse tritt das in dem so bearbeiteten Samen enthaltene Öl heraus. Im Anschluß daran erfolgt dann noch die Reinigung und Bleichung. Diese Verfahren des Delpressens war eine wesentliche Verbesserung der primitiven Oelschlägerei, bei der der Oelsamen einfach in Säcke geschüttet, zwischen zwei stehende Platten gelegt wurde, die man mittels Keilen hart gegeneinanderpreßte. Bei diesem Verfahren gelang es nicht, das in dem Samen enthaltene Öl in befriedigender Weise auszuschleiden.



Ansicht der Oelextraktionsmaschine.

Neuzeitliche Oelgewinnung.

Die Erfolge der Automatisierung in der Fertigungswirtschaft und in anderen Fabrikationszweigen gaben vielfach den Anstoß, das System des ununterbrochenen Arbeitsganges auch auf mehr oder weniger entfernte liegende Gebiete zu übertragen. Die Schwierigkeiten, die hierbei überwunden werden müssen, sind oft groß, namentlich wenn es sich um ein Produktionsverfahren, wie zum Beispiel die Delgewinnung handelt. Um so erfreulicher ist es zu hören, daß es auch gelungen ist, das bekannte Extraktionsverfahren zur Gewinnung von Ölen und Fetten mittels flüchtiger Lösemittel zu automatisieren. Die sorgfältig konstruierte automatische Extraktionsmaschine (System Simon) ist der erste vollkommen mechanisch und automatisch arbeitende Delgewinnungsapparat und stellt in seiner Einfachheit geradezu eine geniale Lösung dar. Diese neue, in fast allen Kulturstaaten geschätzte Bauart unterscheidet sich grundförmlich von den sogenannten Extraktionsanlagen. Während bei letzteren jeweils eine große Saattmenge in einem zeitraubenden, vielstündigen Arbeitsgang extrahiert werden muß — wozu eine teure Anlage notwendig ist —, werden bei der neuen Konstruktion kleine Saattmengen in ein und demselben Arbeitsgang in etwa einer halben Stunde verarbeitet.

Bei der fertig konstruierten Maschine wird ein mit 60 bis 90 Kilogramm Saatgut gefüllter Korb in den „Extrakteur“ eingebracht und dort in Drehung versetzt. Der Korbinhalt wird nun durch eine zentral angeordnete, geschaltete Welle abwechselnd mit dampfförmigem resp. flüchtigem Lösemittel vorgewärmt und gewaschen, bis

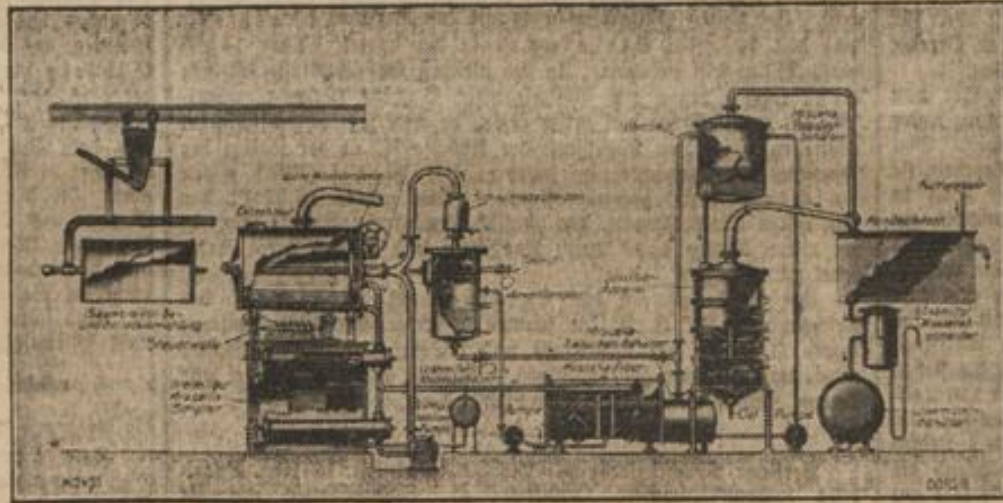
die letzten Spuren von Öl aus dem Saatgut entfernt sind. Die Vorwärmung geschieht derart, daß „Miscella“, ein Gemisch von Öl und Lösemittel, aus einem Miscella-Filtergefäß nach einem mit Heizschlängen versehenen Vorwärmapparat geführt wird, wo sich Lösemitteldämpfe entwickeln, die in den Korb eintreten und die Saat vorwärmen. Infolge der Verdampfung von Lösemitteln bleibt im Vorwärmapparat hochkonzentrierte, destillationsreife Miscella zurück,

die nach einem Zwischen- und Sammelbehälter abfließt. Die Wäsche wird zunächst mit Miscella aus dem dreiteiligen Miscella-Behälter vorgenommen, indem verschiedene Konzentrationen zirkulierend durch den Korb hindurchgepumpt werden. Die hochkonzentrierte Miscella wird nach dem Filtergefäß und von dort durch Ueberlauf ebenfalls nach dem Zwischen- und Sammelbehälter geleitet. Unabhängig von den einzelnen Arbeitsgängen wird die fertige Miscella nach einem mit Schwimmerventil versehenen Regulierbehälter gepumpt und gelangt von hier aus in den gut durchgebildeten Destillierapparat, der ein vollständig lösemittelreines Öl liefert. Die in den Kondensator entweichenden Lösemitteldämpfe werden dort niedergeschlagen und sammeln sich im Lösemittelbehälter aus dem das Lösemittel zur weiteren Extraktion entnommen wird. Nachdem die vorangegangenen Arbeitsvorgänge fast alles Öl entfernt haben, wird die Saat mit reinem Lösemittel gewaschen und anschließend mit Wasserdampf behandelt, um alle Reste von Lösemitteln aus dem Schrot zu entfernen. Damit ist die eigentliche Extraktion, die etwa 30 Minuten dauert, beendet, was durch ein Glockenzeichen angezeigt wird. Alle Operationen sind mechanisch und automatisch und werden durch Steuerung von Ventilen und automatische Kupplung von Triebwerk-

teilen mittels Bowdenzügen in bestimmter Zeit- und Reihenfolge vorgenommen. Die Seele der ganzen Maschine ist eine mit Nocken versehene Steuerwelle, die Bowdenzüge betätigt. Die einzigen von Hand zu tätigen Operationen sind: Füllen und Einsetzen des Korbes in den Extrakteur, Druck auf den Knopf zur Einschaltung der Steuerwelle und Herausnehmen und Entleeren des Korbes.

Die neue Maschine hat ihre erheblichen Vorteile. Eine kleine Anlage bedingt geringere Anschaffungskosten, schnellere Amortisierung sowie Raum- und Baukostenersparnis. An umlaufender Lösemittelmenge wird nur ein Viertel des sonstigen Bedarfs notwendig, wodurch der Verlust an Lösemitteln ebenfalls geringer wird. Es ist aber auch möglich, die Qualität des Öles wesentlich zu verbessern und ein hochwertiges Produkt mit niedrigerem Gehalt an Eiweiß und Schleimteilen auf den Markt zu bringen, was besonders für den Abfah von wertvollen Speiseföden außerordentlich wichtig ist. Der im Schrot verbleibende Delgehalt stellt sich, je nach dem Aufbau der zur Verarbeitung kommenden Saat, auf nur etwa 1 Prozent. Ebenso ist der Schrot vollkommen frei von Lösemittelspuren, da der Dampf infolge der ständigen Drehung des Korbes auch die letzten Spuren von Lösemitteln austreibt.

So arbeitet die Anlage fast ohne jeden menschlichen Eingriff. Die Mechanisierung marschiert!



Schnitt durch die Oelgewinnungsmaschine.

Der Chemiker und der Tod.

Nicht freiwillig gibt die Natur ihre Geheimnisse preis, schwere Opfer fordert sie für ihre Enthüllung. Wie viele Menschen, die fähig fremde Meere zu durchqueren suchten, fanden in den kalten Wellen ein Grab, wie viele Forscher, die unbekannte Länder, das gefährliche Dickicht der Urwälder und die tödlichen Einöden der Wüsten durchstreiften, wurden Opfer heimtückischer Lawastrafungen, wilder Tiere, qualvoller Krankheiten! Heute reisen wir sicher auf gewaltigen Dampfzügen über den Ozean, fahren in Autos und Eisenbahnen durch die entlegensten Länder. Jene Opfer ihres Aufwärtstrebens haben uns die Stufen gebahnt, die zur Höhe führen.

Gewaltig ragen die Schloten der chemischen Fabriken in die Höhe. Dort ist die wilde Kraft der Moleküle bezwungen, menschlicher Geist machte sie sich dienstbar. Wir kennen nun die Läden der Elemente, sichern uns vor ihren Attacken. Aber dieses Wissen ist teuer erkauft. Der Chemiker, der forschend in unbekannte Gebiete seiner Wissenschaft vordringt, ist Gefahren ausgesetzt wie der Entdecker fremder Länder, keine Warnungstafeln stehen auf seinem Wege, die Katastrophe trifft ihn mehr oder weniger wehrlos und unvorbereitet. Heute sind uns schon viele Stoffgruppen bekannt, die eine Gefahr, Explosion oder Vergiftung, in sich bergen. Aber zahllos sind noch die unentdeckten Läden der Materie, die durch keine Erfahrung erschöpft, auf keine Weise vorausgesagt werden können. Berühmte Chemiker erzählen oft von dem Mißgeschick, daß sie während ihrer Arbeit traf. Dulong entdeckte im Jahre 1811 eine neue Verbindung, den Chlorstickstoff. Plötzlich explodierte der neue Stoff mit außerordentlicher Heftigkeit und raubte Dulong ein Auge und drei Finger. Der verunglückte Forscher suchte nun andere vor einer Schädigung durch diese unheimliche Substanz zu bewahren, leider tat er das auf recht ungeschickte Weise: er verheimlichte seine Entdeckung. So kam es, daß zwei Jahre später Davy und Faraday die gleiche Verbindung zum zweiten Male entdeckten und durch eine neue Explosion gleichfalls schwer verletzt wurden. Ueber eine andere recht heimtückische Verbindung berichtet der berühmte Liebig in einem Briefe an seinen Freund Böhler: „Die Knallsäure lassen wir unberührt. Wie Du, habe auch ich geschworen, mich mit diesem Zeug fern abzugeben. Vor einiger Zeit habe ich, in bezug auf unsere Arbeit, Knallsilber durch Schwefelammonium zerlegen wollen; im Augenblick, wo der erste Tropfen in die Schale fiel, explodierte die Masse, ich wurde rücklings niedergeworfen und war vierzehn Tage lang taub und nahe daran, blind zu werden.“ Der Chemiker A. F. Gehlen arbeitete in seinem Laboratorium, als sich während einer Reaktion eine ganz geringe Menge des furchtbaren Giftes Arsenwasserstoff, eines Salzes, entwickelte. Gehlen atmete Gift ein und starb nach achtstündigem qualvollen Leiden. Zwei junge Chemiker arbeiteten mit Dueselbier, bismethyl, worauf sie beide erkrankten. Die Kranken magerten

beängstigend ab, bald wurden sie völlig taub und blind und begannen wirres Zeug zu reden. Die Unglücklichen starben in geistiger Verblöbung, der eine nach 14 Tagen, der andere nach einem Jahre. Diese Aufzählung könnte man beliebig fortsetzen, denn groß ist die Zahl der toten Helden der Wissenschaft, und jedes Jahr vergrößert sie. Doch soll hier gleich bemerkt werden, daß, wie oft sie sich auch ereignen, die chemischen Unfälle meistens recht harmlos verlaufen. Jeder Verurteilte der Möglichkeit eines Unfalles in sich ein, und die Zahl der Opfer in den chemischen Berufen ist nicht größer als anderswo.

Besonders schmerzlich aber empfinden wir jene Unglücksfälle — und meist sind Arbeiter ihre Opfer —, die durch Unvorsichtigkeit und Dummheit verursacht werden. Sie sind nicht das Entgelt für wissenschaftliche Entdeckungen, sinn- und zwecklos wurde durch einen sinnlichen Versuch oder einen törichten Scherz manches Leben vernichtet. So bot einmal in einer Fabrik, in der mit Cyanall gearbeitet wird, ein Arbeiter seinem Nebenmann ein Wasserglas, gefüllt mit einer Lösung dieses Giftes, an. Scherzhaft forderte er ihn auf: „Da, trink!“ Ahnungslos ergriff der andere das Glas und leerte es in einem Zuge, ehe es ihm der erschrockene Spahvogel noch entreißen konnte. Wenige Sekunden später brach dieses Opfer eines dummen Wihes tot zusammen. Recht seltsam ist das Geschick, das einen anderen Arbeiter traf. Der Betroffene hatte dabei allerdings nichts zu lachen. Ein Italiener arbeitete in einer Schweizer Fabrik an einer baulichen Reparatur. Da sah er in einem Gefäß ein Stück Tuch liegen. „Holla,“ dachte er, „was für ein schönes Baumwolltuch! Gerade recht für eine Schürze!“ So nahm er es und nähte sich eine Schürze daraus. Ein Arbeitskollege entwendete sie ihm und trug sie mit besonderer Befriedigung über ihre gute Qualität. Als er sich einmal ein Pfeifchen anzünden wollte, da explodierte die schöne Schürze, warf einen danebenstehenden glatt auf den Boden und brachte dem Träger selbst schwere Brandwunden bei. Die schöne Schürze war nämlich aus Schießbaumwolle angefertigt worden.

Die Fortschritte der Wissenschaft bergen immer neue Gefahrenquellen für den Menschen in sich. Doch gleichzeitig ist die Wissenschaft bemüht, Vorkehrungen gegen diese Gefahren zu treffen. Entsetzlich aber ist es, wenn sie sich Zerstörung und Tod zum Ziel setzt. Die Teilnehmer künftiger Kriege werden ihre Opfer sein, weit, weit mehr als bisher.

Dr. Robert E.

Eine ausgezeichnete Fachzeitschrift.

Die „Energie“, die bisher das technische Fachorgan des Zentralverbandes der Maschinisten und Heizer und deren Berufsgenossen in Deutschland war, ist nunmehr auch zum technischen Fachorgan des

Deutschen Metallarbeiterverbandes geworden. Diese ausgezeichnete geleitete und vor allem auch mit guten, klaren Abbildungen versehene Zeitschrift erscheint jetzt im 33. Jahrgang. Sie wird in Zukunft so geleitet werden, daß sie jedem Metallarbeiter ein wichtiges Hilfsmittel für seine berufliche Fortbildung sein wird. Der technisch-interessierte Metallarbeiter wird in ihr Arbeiten finden über die Berufslunde (Physik, Mathematik, Werkstoffkunde, Metallbearbeitung usw.) Ferner wird sie das ganze Gebiet des Maschinenbaues von der Werkzeugmaschine bis zur Kraftmaschine behandeln. So dürfte jeder Metallarbeiter innerhalb eines Jahrganges stets das finden, was für ihn wissenschaftlich wertvoll ist. Eine besondere Einrichtung dieser Zeitschrift ist der technische Fragekasten, in dem jeder Leser das Recht hat, Anfragen aus der Berufspraxis zu stellen, oder auch zu beantworten. Aus der ersten Nummer, die vor kurzem erschienen ist, geht das gesamte Arbeitsprogramm der Schriftleitung hervor. Die Aufgabe der Nummer befähigen den Willen, in der Richtung dieses Programms zu arbeiten. Es werden der Reihe nach folgende Themen behandelt: Technik und Physik, der Bleistift, Härten, Vergüten, Anlassen, Hochdruckdampf von 100 Atmosphären Ueberdruck in Großkraftwerk Mannheim, Doppelschraubenturbinendampfer Arcona, die elektrische Bogenlampe, Leipziger technische Messe, das technische Rechnen. Das letztere Thema ist eine ausgezeichnete Anleitung zum Selbststudium. Der Verlag wird voraussichtlich die in einzelnen Abschnitten wiedergegebenen Anleitungen zu einem Buch zusammenfassen. Hier wird das technische Rechnen in einer so angenehmen und leicht faßlichen Form geboten, daß es jedem intelligenten Metallarbeiter möglich wird, sich in diese Dinge einzuarbeiten. Der Bezugspreis der Zeitschrift ist, trotzdem sie auf 32 Seiten Umfang angewachsen ist, nicht erhöht worden. Es wäre daher zu wünschen, daß recht viele Metallarbeiter von diesem hervorragenden Bildungsmittel Gebrauch machen. Man kann dem Schluß des einleitenden Aufsatzes der neuen erweiterten Nummer nur zustimmen, wenn es dort heißt: Auch für die technische Bildung gelten die Worte: Wissen ist Macht und Bildung macht frei! Jeder in der Elektrotechnik, Maschinen- oder Metallindustrie Tätige muß bestrebt sein, im eigenen Interesse seinem technischen Bildungsorgan, der „Energie“, die weitest Verbreitung zu sichern. Je größer der Leserkreis ist, um so leichter wird es möglich sein, das Organ noch auszubauen und zu erweitern, ohne die Bezugspreise zu erhöhen. Und so wird es gelingen, eine Fachzeitschrift zu schaffen, die in Auflage, Ausstattung und Inhalt unterreicht besteht und auf die die Mitglieder beider Verbände (Metallarbeiter-Verband und Verband der Maschinisten und Heizer) stolz sein können.

